

Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Khoury, Elias
Als schliefe sie

© Suhrkamp Verlag
978-3-518-42332-5

SV

Elias Khoury

Als schlief sie

*Aus dem Arabischen
von Leila Chammaa*

Roman

Suhrkamp

Titel der 2007 in Beirut
erschienenen Originalausgabe: *Ka'annaha nā'ima*

Erste Auflage 2012

© der deutschsprachigen Ausgabe Suhrkamp Verlag Berlin 2012

© Elias Khoury, 2007

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das des öffentlichen
Vortrags sowie der Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen,
auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie,
Mikrofilm oder andere Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung
des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer
Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Druck: Memminger MedienCentrum AG

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-42332-5

Als schliefe sie

Alle Begebenheiten, Personen, Orte und Namen in diesem Roman sind frei erfunden. Mögliche Ähnlichkeiten mit Namen real existierender Personen und Orte sowie Übereinstimmungen mit wirklichen Begebenheiten sind nicht Absicht, sondern reiner Zufall, wie er der wundersamen Welt der Phantasie entspringt.

»Tod ist ein langer Schlaf,
aus dem es kein Erwachen gibt,
und Schlaf ist ein kurzer Tod,
aus dem der Mensch aufersteht.«

*Abu l-Alá' al-Ma'arri**

»Sie ist nicht gestorben,
sondern sie schläft.«

Lukas 8,52

* Klassischer arabischer Dichter und Philosoph. Geboren 973 in der nordsyrischen Stadt Mu'arrat an-Nu'mân, als Kind erblindet, studierte in Aleppo. Nach einem Aufenthalt am abbasidischen Hof in Bagdad kehrte er 1010 in seine Heimatstadt, zurück, wo er bis zu seinem Tod 1058 lebte, »gefangen in zwei Gefängnissen«, wie er seine Isolation und seine Blindheit nannte. Er gilt als skeptischer Freidenker.

Die erste Nacht

Die Lider öffneten sich einen Spalt breit. Zwischen den Wimperreihen kamen zwei müde Augen zum Vorschein. Milia ließ sich zurück in den Schlaf fallen, setzte ihren Traum fort. Eine kleine weiße Kerze. Ihr schwaches Licht flackert im Nebel. Die Kerze in der Hand, geht Mansûr dem Taxi voran. Der Wind peitscht seinen langen Mantel. Das Gesicht ist nicht zu erkennen. Unwillkürlich griff Milia nach dem Glas Wasser, das sie vor dem Schlafengehen gewöhnlich auf den Nachttisch stellte. Doch da war kein Wasser. Sie hatte schrecklichen Durst, spürte eine rissige Trockenheit an Zunge und Gaumen. Der linke Oberarm, eingeklemmt zwischen Kopf und Kissen, war eingeschlafen. Wie von Ameisen befallen, kribbelte er bis hinauf in den Hals. Sie befreite ihren Arm, wälzte sich auf den Rücken, griff instinktiv nach dem Glas Wasser. Doch da war kein Tisch. Erschrocken schoss sie hoch, saß kurz aufrecht und ließ sich langsam zurücksinken, bis sie mit dem Nacken am Kopfteil des Bettes anstieß. Das Bett war aus Holz. Aber wo war die Wand? Die weiße Wand, an die sie sonst den Kopf lehnte, sodass ihr die abplatzende Farbe ins Haar bröselte? Milia kreuzte die Arme vor der Brust, merkte, dass ihr Oberkörper nackt war. Angst befahl sie, Kälte kroch ihr in die Beine. Um das Zittern zu bändigen, legte sie die rechte Hand auf die Schenkel. Die Schenkel waren ebenfalls nackt. Sie ließ die Hand aufwärts wandern, ertastete am Schoß kaltes, geronnenes Blut.

»Die Ehe«, murmelte sie in sich hinein und schloss die Augen.

Wie der schwarze Schatten eines Schattens schwebt Milia die Szene von Dahr al-Baidar vor. Im schwarzen Hochzeitsanzug, darüber einen langen olivgrünen Mantel, in der Hand eine kleine Kerze, geht Mansûr Haurâni dem Taxi voran. Sie, im weißen Brautkleid, sitzt auf der Rückbank, umhüllt von Dunkelheit, in ihrem Blickfeld die glänzende weiß-schuppige Glatze des Chauff-

feurs. Sobald sie Nazareth in Galiläa erreicht hätten, würde sie Mansûr etwas offenbaren. Ihm offenbaren, dass sich ein gewisses Bild von ihm in ihr Gedächtnis gegraben habe. Das Bild von ihm als einem schwarzen, unsicher durch eisige Kälte wankenden Gespenst, gefolgt von einem Auto, dessen Scheinwerfer den dichten Gebirgsnebel von Dahr al-Baidar nicht zu durchdringen vermochten.

Am Samstag, dem 12. Januar 1946 um 15 Uhr gaben sich Mansûr und Milia in der Erzengel-Michael-Kirche mit dem Segen von Pater Bûlus Sâba das Jawort. Im Anschluss an die Zeremonie trat das Brautpaar ins Freie, nahm, umringt von Milias Familie, vor der Kirche die Glückwünsche entgegen. Milia konnte vor Tränen nur schwer die Gratulanten erkennen. Die Tränen liefen nicht, sondern sprangen ihr wie zum Flug ansetzend aus den Augen und landeten kurz darauf auf den weißen Wangen. Mansûr lächelte breit, sodass zwischen seinen schmalen Lippen die kleinen weißen Zähne zum Vorschein kamen. Darauf, dass seine Braut weinte, machte ihn erst die Äußerung ihrer Mutter aufmerksam.

»Nicht doch, Milia!«, sagte sie. »Schließlich ist das eine Hochzeit und keine Beerdigung!«

Als alle Gäste, jeder mit einer Silberdose voll Süßigkeiten, gegangen waren und auf dem Kirchplatz nur noch die engere Verwandtschaft stand, drückte die Mutter ihre Tochter fest an sich. Von einem Weinkrampf geschüttelt, lagen sich die beiden in den Armen.

»Ach Kind, du brichst mir noch das Herz«, schluchzte die Mutter und schob Milia von sich. »Das Weinen überlass uns. Du musst dich freuen!«

Tränen würgend lächelte Milia. Die Mutter gewann die Beherrschung zurück und beglückwünschte das Brautpaar, um das sich die Brüder der Braut drängten, mit einem Jubeltriller. Milia schaute Mûsa an, bemerkte, dass sich seine Pupillen verengten, und witterte Gefahr. Unwillkürlich hob sie die Hand, wie um

Mansûrs Gesicht vor den Blicken ihres jüngsten Bruders zu schützen.

Milia öffnete die Augen. Sie sah nichts. Nur Dunkelheit. Jenen rätselhaften Traum wollte sie unbedingt fortsetzen. Denn trotz aller Angst, die sie spürte, verlieh er ihr ein Gefühl der Geborgenheit. Endlich waren die nächtlichen Visionen wieder da. Endlich träumte sie wieder. Milia sah sich selbst im Traum. Ein kleines Mädchen, sieben Jahre alt, dunkelhäutig, mit kurzen schwarzen Locken. Um sie herum Menschen. Rastlos rennt sie zwischen ihnen umher. Sie sieht alles. Und wenn sie morgens, aus dem Schlaf erwacht, von ihren nächtlichen Erlebnissen erzählte, erntete sie von allen erstaunt beklommene Blicke. Denn wie Prophezeiungen bewahrheiteten sich stets ihre Träume. Hier in diesem fremden Bett dagegen, umgeben von Dunkelheit, so dicht, dass sie auf die Augen drückte, erschien sie sich im Traum als erwachsene Frau. Vierundzwanzig Jahre alt. Nackt in einem Bett, das nicht das ihre war. Der Kopf auf einem Kissen ruhend, das nicht das ihre war.

Milia öffnete die Augen, wollte den Traum ordnen, sank erneut in den Schlaf. Doch sie sah nichts. Nur zwei ins Dunkel starrende Augen.

Sie riss die Augen auf, sah ihre eigenen Augen, brach in Panik aus.

Sich an den Paternosterbaum lehrend, bewundert er ihre Schönheit. Ihre Augäpfel, sagt er, seien nicht reinweiß, sondern hätten einen Anflug von Zartblau, einen Hauch von Himmel. Von ihrer weißen Haut, ihren honigfarbenen Augen, ihrem langen Hals und dem kastanienbraunen, über die Schultern waldenden Haar hingerissen, sei er, so seine Worte, aus der Ferne angereist, um sie zu heiraten. Denn er liebe sie.

Wo hat er all das gesagt?

Weshalb folgte ihr dieser Traum aus dem Schlaf in den Wachzustand? Weshalb sah sie nichts als zwei ins Dunkel starrende Augen?

Milia wollte aufstehen und sich ein Glas Wasser holen. Dann aber sah sie sich im Spiegel ihrer Augen. Nackt und weiß. Unwillkürlich schloss sie die Augen. Sie will den Mann, der mit abgewandtem Gesicht neben ihr schläft, in den Wagen zurückrufen. Denn sie hat Angst um ihn. Die Augen geschlossen, sieht sie sich selbst. Sie gleitet aus, fällt taumelnd in den weißen Nebel. Ihr Durst ist verflogen, kaum dass sie die Frau sieht. Nackt liegt sie da. Sie blickt auf eine beschlagene Windschutzscheibe. Vor dem Auto ein Mann im schwarzen Anzug, darüber ein olivgrüner Mantel. In der Hand eine flackernde Kerze, geht er voran, wie um eine Bresche in den Nebel zu schlagen.

Stille. Eine nackte Frau. Ein Auto. Im Schritttempo fährt es durch den Nebel. Der Fahrer reckt den Kopf über dem Steuer vor, versucht durch die weißfleckig beschlagene Scheibe die Straße zu erkennen. Vor dem Wagen ein Mann. In der Hand eine weiße Kerze, eingeschlossen von dichtem weißem Nebel.

Die Kerze erlischt. So zumindest kommt es Milia vor. Der Mann hält unvermittelt an, bleibt mitten auf der Straße stehen. Er öffnet den Mantel, wohl um die Kerze, geschützt dicht am Körper, anzuzünden. Er beugt sich vor. Sein Rücken ist gekrümmt, der Mantel vom Wind gebläht. So steht er reglos. Der Fahrer atmet hörbar, immer lauter, keucht. Er kurbelt das Fenster herunter, streckt den Kopf hinaus und ruft. Was, ist nicht zu verstehen.

Milia friert. Ein stechender Schmerz fährt ihr in den Bauch. Sie will sich wärmen, schlingt den braunen Mantel fest um den Körper, presst die Arme an die Brust. Ihre Zähne klappern. Umhüllt von Mantel und Dunkelheit verharrt sie. Die Kerze ist überflüssig, denkt sie. Sie überlegt, ob sie aus dem Auto steigen und dem Mann sagen soll, dass die Kerze wohl kaum etwas bewirken wird. Schließlich kommen nicht einmal die Scheinwerfer gegen den Nebel an. Er soll wieder ins Auto steigen, will sie ihm sagen. Aber sie traut sich nicht hinaus. Denn sie ist nackt, und sie friert.

Wer hat das Bett ins Auto gestellt? Wieso war sie nackt?

Zum Schlafen trug sie doch immer ein knöchellanges blaues Nachthemd und darunter einen BH. Seit sie einmal den Hängebusen ihrer Großmutter gesehen hatte, verzichtete sie niemals mehr auf einen BH. Um nicht irgendwann auch so auszusehen, schlief sie sogar damit. Jetzt aber trug sie weder Nachthemd noch BH.

Den Oberkörper ans Steuer gepresst und die Augen an die Windschutzscheibe geheftet, atmet der Fahrer zunehmend lauter. Milia fürchtet sich. Der Mann draußen im Nebel scheint sich immer weiter zu entfernen. Scheint abzuheben. Scheint, vom windgeblähten, flatternden Mantel getragen, das Tal zu überfliegen.

Milia sah sich im Traum. Eine strahlend weiße Erscheinung. Weshalb sie im Traum plötzlich weiß war, konnte sie sich nicht erklären. Der Körper, in den sie tagsüber schlüpfte, war nicht der ihre. Vielmehr spiegelte er das, was die anderen sehen wollten. Ihre Mutter wünschte sich eine weißhäutige, mollige Tochter. Also nahm Milia ihr zuliebe am Tag eine weiße, mollige Gestalt an. Nachts dagegen gehörte ihr Körper ihr. Im Traum war sie immer sieben Jahre alt, brünett, schlank und hatte riesig große, fast das ganze Gesicht einnehmende Augen, gekrönt von langen, schmalen Brauen. Außerdem hatte sie schwarze Locken und eine zierliche, wie mit feinem Pinselstrich gezeichnete Nase. Sie trug Shorts und an den Füßen keine Schuhe. Die Augen waren keineswegs honigfarben, wie die Menschen am Tag zu sehen meinten, sondern grün, umgeben von Weiß mit einem kaum wahrnehmbaren Stich ins Hellblaue.

Milia liebte die Nacht. Liebte es, durch die Gefilde der Nacht zu streichen. Mit weit geöffneten Augen im Bett liegend, gab sie sich der Nacht hin. Wenn die Dunkelheit am dichtesten war, schloss sie die Augen und tauchte in die Welt der Träume. Am Morgen wieder erwacht, wischte sie die Träume nicht fort.

Nein, sie ließ die Spuren verlaufener Tinte ihre Augen umspielen, um jederzeit wieder in jene andere Welt hineinfallen zu können. Sie brauchte nur die Augen zu schließen, dann verblassten im Nu Stimmen und Licht, und sie konnte ungehindert entschweben. Dorthin, wo sie alles sah. Wo sie Geheimnisse enthüllte.

Milia hat keinem Menschen je verraten, dass sie ihre Träume der Dunkelheit anvertraute. Dass sie ein tiefes Loch in die Dunkelheit gegraben hatte, in dem sie all ihre Träume aufbewahrte. Und dass sie bei Bedarf jenen geheimen Ort aufsuchte und diejenigen Traumsequenzen, nach denen ihr der Sinn stand, zutage förderte, um sie erneut zu träumen.

Dieser eine Traum jedoch entsprang dem Nichts. In der Traumgrube gab es solch eine Milia nicht. Die Nacht-Milia war eine andere als die Tag-Milia. Wie kam es also, dass die Bilder des Tages sich in den Traum eingeschlichen hatten? Lag es daran, dass sie geheiratet hatte? Wirkte sich die Ehe etwa so aus?

Milia fühlt sich dem Ersticken nahe. Sie zittert vor Kälte. Die Nacht wird zum Brunnen. Sie kauert auf dem Grund des Brunnens. Der Fahrer atmet immer lauter. Sein Atem streift ihren Hals. Er keucht wie schmerzgequält. Sie will ihn fragen, was mit ihm sei. Aber sie hat keine Stimme mehr. Sie will den Kopf vom Kissen heben. Aber der Kopf ist entsetzlich schwer. Unvermittelt steigt der Fahrer aus dem Wagen. Dann ist er verschwunden. Mansûr ist auch verschwunden. Nackt und alleingelassen liegt die Frau im Bett. Um sie herum Nebel und rieselnder Schnee. Sie will den linken Fuß heben. Aber er ist vor Kälte starr. Sie spürt, dass sie aus dem Bett fällt. Ein heftiger Schmerz dringt in ihren Schoß. Ein Messer sticht auf sie ein. Blut. Sie schreit. Will schreien, dass der Fahrer sie vergewaltigt. Aber sie hat keine Stimme mehr. Ihr Mund ist voll Watte.

Allein in Dunkelheit und Kälte. Milia will die Augen öffnen und aus dem Traum heraustreten. In dem Moment sieht sie ein weißes Gesicht mit weißen Flügeln. Sie greift mit der rechten

Hand danach, Federn bleiben an ihren Fingern haften. Sie schreit um Hilfe. Er hört sie nicht. Sie möchte nach Hause, sie hat genug von der Ehe, will sie sagen. Aber sie sagt es nicht. Das geflügelte Gesicht kreist über dem Auto, über dem Tal, über den beiden Männern. Es weht davon, verliert Federn. Weiße Federn schweben wie Schneeflocken im schwachen Scheinwerferlicht zu Boden.

Sie wolle die Flitterwochen nicht in Schtûra verbringen, sagte sie. In Dahr al-Baidar schneie es. Und es sei eiskalt. Der Aufenthalt im Hotel Masâbki sei völlig unnötig. Und die Flitterwochen auch, sagte sie. »Lass uns zwei Tage bei meiner Familie in Beirut bleiben und dann nach Nazareth fahren.«

»Es ist tiefster Winter«, sagte ihre Mutter. »Im Winter bringt dort kein Mensch seine Flitterwochen. Kommt doch im Sommer wieder, dann könnt ihr dort eure Flitterwochen verbringen.«

Die Nonne Mîlâna riet, bei dieser Kälte besser nicht nach Schtûra zu fahren. »Es ist zwar nicht gefährlich. Aber ein derart unsinniges Abenteuer sollte man lieber aufschieben.«

»Das kommt überhaupt nicht in Frage!«, entschied Mansûr. Er bestand auf der Fahrt nach Schtûra. »Seine Flitterwochen muss man einfach im Masâbki-Hotel verbringen!«

Mûsa runzelte die Stirn.

»Dein Mann will unbedingt nach Schtûra fahren. Dann soll er es auch. Also tu ihm den Gefallen und lass dich drauf ein. Wird schon gut gehen.«

Der amerikanische Wagen fuhr vor. Milia im langen Brautkleid nahm neben Mansûr auf der Rückbank Platz. Jubeltriller gellten. Milia konnte nur mit Mühe ihre Mutter verstehen, die ihr durch das Fenster noch schnell ein paar Abschiedsworte und gute Ratschläge von Frau zu Frau ins Ohr flüsterte. Mûsa trat ans Auto und warf dem Brautpaar zwei Mäntel zu. Seinen olivgrünen und den braunen der Mutter. Sekundenlang schaute er Milia in die Augen und wandte sich dann Mansûr zu.

»Meinen Glückwunsch, Bräutigam!«, sagte er knapp und ging.

Das Auto fuhr los. Drinnen herrschte vollkommene Stille. Zu hören war nur der Beiruter Regen, der wie in Strippen fiel und prasselnd auf den Wagen trommelte. Milia schloss die Augen, öffnete sie, als Mansûr sie auf den Hals küsste.

»Nicht jetzt, später!«, wehrte sie ab, schob ihn von sich und sank wieder in den Schlaf. Das Auto schlängelte sich auf der kurvenreichen Straße die Berge hinauf. Den Kopf an die Wagentür gelehnt, schlief Milia. Sie öffnete die Augen, geweckt von Mansûrs Stimme. Er hieß den Fahrer weiterfahren. Das Auto stand still. Mitten in dichtem weißem Nebel. Milia schloss die Augen. Mansûrs Stimme aber war unangenehm laut, sodass sie zwangsläufig die Augen wieder öffnete.

Er könne nicht weiterfahren, weil er die Straße nicht sehe, widersprach der Fahrer.

Mansûr öffnete die Tür, sprang auf die Straße. Zwei Schritte, und er stand vor dem Wagen. Er drehte sich um und gab dem Fahrer per Handzeichen zu verstehen, dass er ihm folgen solle. Schlitternd bewegte sich Mansûr vorwärts. Das Auto rührte sich nicht von der Stelle. Mansûr machte kehrt, nahm Mûsas olivgrünen Mantel vom Rücksitz, zog ihn über. Er gehe jetzt voraus, sagte er und wies den Fahrer an, hinter ihm herzufahren.

Mansûr sei verschwunden, glaubte Milia. Sekundenlang hatte sie ihn nicht sehen können. Eisiger Wind schlug ihr ins Gesicht. Schneeflocken drängten sich im dichten Nebel. Milia hatte ihren Mann verloren. Kurz darauf tauchte er wieder vor der Windschutzscheibe auf. Er sah aus wie ein Gespenst, das den Wind zu erklimmen versucht.

»Tut mir leid, Verehrteste«, sagte der Fahrer. »Aber der Bräutigam ist übergeschnappt. Was soll ich machen?«

Vor Kälte und Angst schlotternd, schwieg Milia.

»Nun sagen Sie schon! Was soll ich machen?«, wiederholte er seine Frage.

»Fahren Sie ihm hinterher«, sagte Milia mit erstickter Stimme.

»Die Braut ist auch übergeschnappt! Himmel Herrgott, in was für einen Schlamassel bin ich geraten!«, schimpfte der Fahrer und trat aufs Gaspedal, worauf der Wagen ins Rutschen geriet.

Milia sah Mansûr. Die erloschene Kerze in der linken Hand, ging er voran. Das Gesicht dicht an der Windschutzscheibe, folgte der Fahrer dem windgeblähten olivgrünen Mantel im Schrittempo.

Er drehte den Kopf nach hinten. Milia sah zwei tiefschwarze Pupillen. Wie erloschene Kohlen sahen sie aus. Die Augen bohrten sich in sie hinein. Der Fahrer krächzte. Das Krächzen jagte ihr einen Schreck ein. Er solle nach vorne schauen und das Steuer richtig festhalten, forderte sie ihn auf. Denn die Reifen hatten keinen Halt, glitten über das Eis. Er aber wandte den Blick nicht von ihr. Ließ den Wagen langsam weiterrutschen, murmelte in einem fort unverständliches Zeug in sich hinein.

»Was sagen Sie da?«, fuhr ihn Milia an.

»Wer verbringt seine Flitterwochen mitten im Winter in Schtûra! Ihr Mann ist nicht mehr ganz bei Trost!«, sagte er.

Milia starrte in die Dunkelheit vor sich, merkte plötzlich, dass die vermeintlichen Pupillen zwei Dellen im haarlosen, von übelriechenden Fettflecken übersäten Hinterkopf des Fahrers waren. Die Schamröte von ihren Wangen verflog. Kälte kroch ihr wieder in die Knochen. Ihre Zähne klapperten. Sie presste die Lippen aufeinander, schloss die Augen, zusammengekauert am äußersten Ende der Rückbank.

Was der Fahrer alles gesagt hatte, wusste Milia nicht. Eines aber wusste sie genau: Er hatte viel geredet, viel geschimpft. Außerdem hatte er, um etwas zu sehen, wiederholt die Autotür geöffnet. Der rieselnde Schnee klang wie Geflüster. Eiskalter Wind schlug ihr ins Gesicht.

Milia wollte aus dem Traum erwachen. Wollte mit dem Mann sprechen, der in einem anderen Traum ihr Ehemann war. Sie öffnete die Augen, rieb sich die Wangen, fand sich im Auto wieder. Mansûr saß nicht neben ihr. Er war draußen, in weiter Ferne, lief durch den Sturm. Der Fahrer dagegen saß vor ihr, starrte sie aus seinen Pupillen an.

»Schlafen Sie um Himmels willen nicht ein! Bitte!«, sagte der Fahrer.

Milia sah ihn mit weit aufgerissenen Augen an. Sah zwei rote Pupillen in seinem Hinterkopf. Die Pupillen bewegten sich. Vor Schreck entfuhr ihr ein Schrei.

»Heilige Jungfrau! Heilige Mutter des Lichts! Heilige Mutter Gottes, erlöse deine Diener!«, rief sie und sank wieder in den Schlaf.

Milia entging, was in dem Augenblick geschah. Sie hörte den Fahrer nicht. Hörte nicht, wie er »ein Wunder« rief. Sie sah auch nicht, dass Mansûr anhielt und am Straßenrand auf das Auto wartete.

Kaum hatte Milia »Heilige Jungfrau« gerufen, klarte es auf. Licht brach durch den Nebel, und es hörte auf zu schneien. Der Fahrer hielt an, um Mansûr aufzunehmen, und drehte sich nach Milia um. Er wollte das Gesicht der Frau sehen, die mit ihrem Aufschrei das Wunder bewirkt hatte. Milia aber schlief. Träume umspielten ihre geschlossenen Augen. Ein Wunder sei geschehen, verkündete der Fahrer. Milia räkelte sich, rieb die Augen, lächelte. In dem Augenblick öffnete Mansûr die Tür und nahm auf dem Beifahrersitz Platz.

»Was für eine eisige Kälte!«, kommentierte er.

»Wie soll ich nach Beirut zurückkommen?«, fragte der Fahrer, während er das Auto talwärts in die Bekaa-Ebene rollen ließ.

»Nebblig ist es offensichtlich nur oben auf dem Bergkamm«, stellte Mansûr fest. »Wir haben es überstanden.«

»Und wo soll ich schlafen?«, fragte der Fahrer.

»Ich dachte, ich würde weggefegt werden. Ich bin regelrecht